

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 22

Artikel: Geheimnis eines Duells
Autor: Linden, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEHEIMNIS EINES DUELLS

Es war geschehen. Der Vicomte hatte den Marquis öffentlich beschimpft; er hatte ihn einen Dandy und Dilettanten genannt, zwei Bezeichnungen, die an sich nicht absolut beleidigend sind, aber die Verächtlichmachung der Urteilskraft des Marquis war so offenbar, dass dem Verhöhnten nichts anderes zu tun verblieb, als die der Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts gemässen Konsequenzen zu ziehen.

Die grauen, kalten Augen des Marquis de Ferrouqué, gewöhnt, nur Mienen des Beifalls und der Ergebenheit zu erblicken, hefteten sich, das Feuer des Zorns in der Pupille, auf das abwartend-ruhige, völlige Sicherheit spiegelnde Gesicht des Archivars Jules d'Antin. Alle Mitglieder des Klubs wussten, was der Marquis nun sagen würde. Dieser enttäuschte die Lauschenden nicht. Ohne das geringste Pathos in der Stimme oder in der Wahl der Worte, sagte er: «Sie werden, Vicomte d'Antin, gewiss damit einverstanden sein, an einem anderen Ort es zur Entscheidung kommen zu lassen, wer von uns beiden der Dilettant ist!»

Der Archivar des Königs, der den Sinn dieser mit höflichster Glätte gemachten Aeusserung natürlich sofort verstand, verbeugte sich leicht und entgegnete: «Die Entscheidung, die Sie andeuten, Marquis de Ferrouqué, ist bereits vollzogen — insofern sie das diskutierte Thema betrifft. Es gibt also keinen Anlass, die gemachten Feststellungen irgendwie zu ändern, auch nicht an einem anderen Ort. Indes stehe ich Ihnen selbstverständlich zur Verfügung!»

«Danke», sagte der Marquis, «ich erwarte Ihre Bedingungen!»

Die Gäste des Debattierklubs verliessen den Raum.

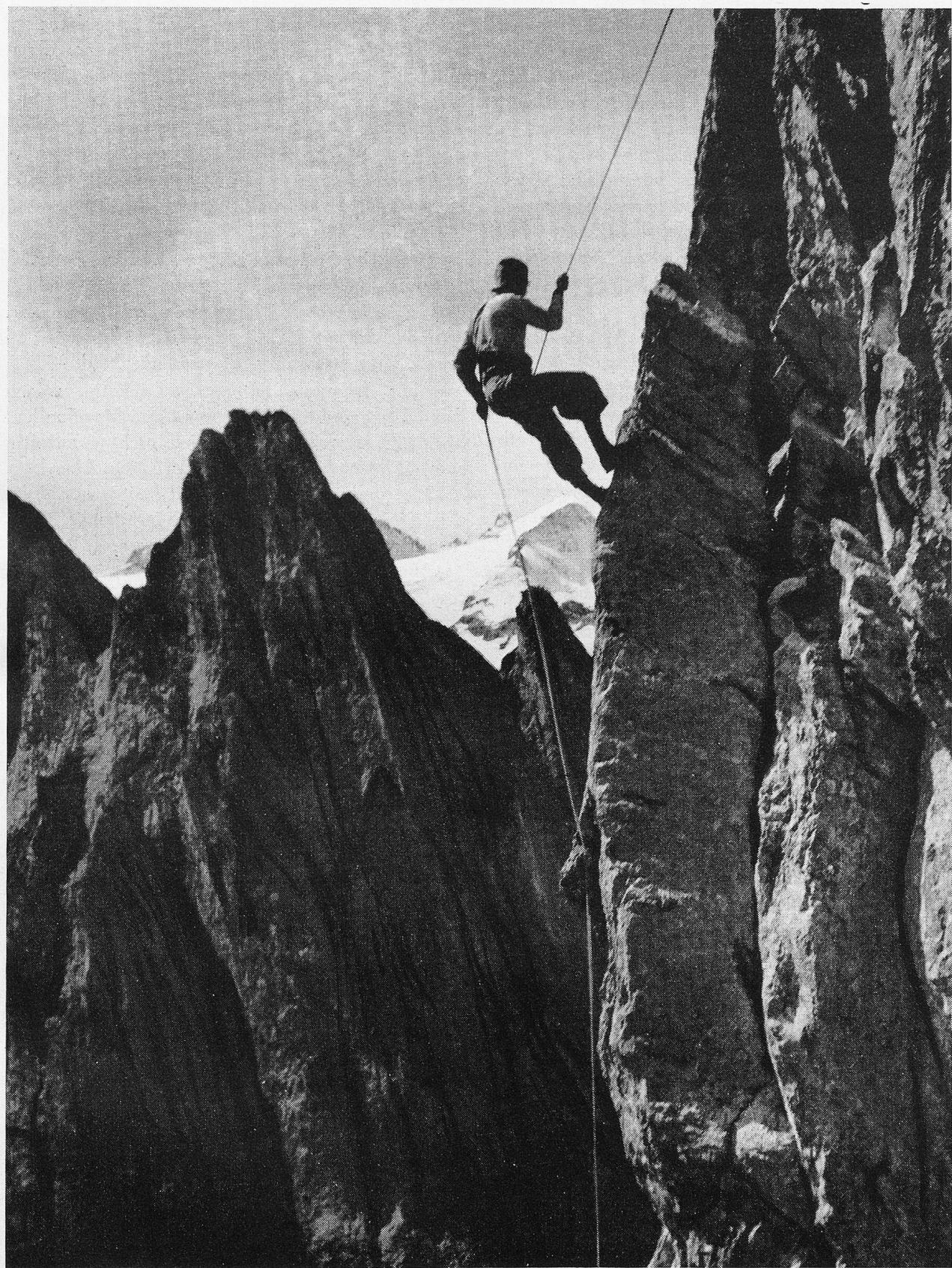
An dem Morgen, welcher der Nacht der Beleidigung folgte, meldete Jean Baptiste, der Kammerdiener des Marquis, um zehn Uhr Besuch;

aber es kamen keineswegs zwei Herren, die erwarteten Sekundanten, in den Salon, sondern es erschien der dem Marquis seiner revolutionären Ideen wegen gründlich verhasste Jaques Toucas, der bürgerliche, intime Freund des Vicomte, ein Schriftsteller radikaler Haltung.

«Herr Marquis de Ferrouqué», sagte Toucas, nachdem ein Gruss von äusserster Flüchtigkeit gewechselt worden war, «Sie haben von dem Vicomte d'Antin Genugtuung gefordert, weil er Ihnen öffentlich das Verständnis für künstlerische Dinge absprach. Ich gebe zu, dass der Vicomte seine Kritik hart formulierte, meine jedoch, dass die Worte, welche er gebrauchte, Temperamentsausfälle, wie sie hitzige Diskussionen oft mit sich bringen, kein Anlass für ein Duell wären — das überhaupt abgeschafft werden müsste. Indes bin ich nicht hier, um meine Privatmeinung von mir zu geben. Der Vicomte hat mich gebeten. Sie wissen, Herr Marquis, d'Antin ist ein Mann der Wissenschaft, ein Mann der Bücher und kein Held des Bois. Selbstverständlich hat er als Edelmann fechten und schiessen gelernt, aber die geringe Praxis in Waffen hat ihn derselben entwöhnt. Der Vicomte, der meine Ansicht über Duelle völlig teilt, hat natürlich keineswegs die Absicht, sich der Forderung zu entziehen, nur bittet er Sie, Herr Marquis, zur Aufnahme von Uebungen um drei Monate Aufschub. Er überlässt Ihnen, Herr Marquis, als Ausgleich des Entgegenkommens, dafür die Wahl der Waffe. Am 4. Dezember wird der Vicomte d'Antin morgens um acht Uhr im Bois zu Ihrer Verfügung stehen!»

Der Marquis de Ferrouqué erwiderte mit völlig unbewegter Miene: «Der Vicomte d'Antin, der gestern seine Zweifel an meinem Verstehenkönnen so heftig äusserte, wird natürlich das Verständnis bei mir finden, das er nunmehr erwartet. Ich wünsche ihm also, dass er am vierten Dezember mit dem Degen ebenso behend ist wie gestern mit der Zunge. Einen guten Tag, Herr Toucas!»

Der Polemiker gegen überlebte Traditionen verbeugte sich und ging. Man mag, murmelte der Schriftsteller, als er auf der Strasse war, gegen diese aussterbenden Exemplare einer antiquierten Zeit sagen, was man will. Sie stecken voll lächerlicher Vorurteile, die sie, einer giftigen Fäulnis gleich, langsam, aber unerbittlich und restlos vernichtet und sie unfähig macht zum Verständnis aller neuen Ideen des Fortschritts — aber eines haben sie, was leider in unsern Reihen oft genug fehlt: persönlichen Mut, den sie oft mit einer



Engelhörner, Grosser Simmeler, Berner Oberland

Photo E. Geissbühler

kalten Grazie auszudrücken verstehen, dass man zur Achtung gezwungen wird. Der Stolz dieser Lebemänner ist so stark, dass er ihnen wichtiger ist als das Leben. Bei der kleinsten Verletzung ihrer Eitelkeit greifen sie nach Degen oder Pistole, und wenn es ihr eigener Tod ist. Lebensangst scheint doch mehr eine bürgerliche Eigenschaft zu sein, muss man denken, wenn man sich an die authentischen Anekdoten erinnert, dass zur Zeit der Revolution viele dieser Aristokraten es fertigbrachten, verächtlich lächelnd das Schafott zu besteigen.

Die Wochen vergingen, der dritte Monat näherte sich seinen letzten Tagen. Der Marquis de Ferrouqué hatten den von ihm ohnedies nur selten besuchten Club, als Ort, wo man es gewagt hatte, ihn öffentlich zu beleidigen, natürlich nicht mehr betreten. Der Schriftsteller Toucas versuchte mit allen Mitteln, das nahende Duell zu verhindern, allerdings ohne jeden Erfolg. Den Vicomte d'Antin hatte zwar noch niemals jemand vor die Waffe gefordert, so dass jenes kommende Duell mit dem Marquis de Ferrouqué das erste Duell seines Lebens sein würde; aber auch er war ein Edelmann, wenn auch ein durchaus fortschrittlich gesinnter Geist, so dass es ausgeschlossen für ihn war, sich dem Kampf zu entziehen.

Toucas überwachte die Fechtübungen seines Freundes d'Antin. Der Archivar, durch das neue tägliche Spiel mit der Klinge in die Tage seiner Studentenzeit zurückgeführt und plötzlich selbst Freude daran gewinnend, erwies sich als durchaus nicht zimperlich. Tag und Tag wurde sein Arm sicherer, wurden seine Stöße kühner, schliesslich sogar derartig elegant, dass am Ende des dritten Monats sogar der pessimistische Toucas seine Besorgnis um den Freund lockerer werden fühlte. Indes gab Toucas nach wie vor seine Bemühungen nicht auf, das Duell zu verhindern, zumal er stets daran dachte, dass der Marquis de Ferrouqué ein Duellant von Ruf und voll Glück war, ununterbrochener Sieger in allen seinen Kämpfen.

Am 20. November, also vierzehn Tage vor dem Kampftermin, betrat, zu einer ungewohnten Vormittagsstunde, der Vicomte d'Antin, Zeichen einer besonderen Erregung im Gesicht, die Wohnung seines Freundes in der Rue de Richelieu, wo er Toucas, müde noch von einer journalistischen Nachtarbeit, im Bett vorfand.

«Jacques», rief der Vicomte dem leicht Bestürzten zu, «ich komme soeben vom König. Ich muss

verreisen, sofort, heute noch, nach Strassburg. In drei Stunden hält der Wagen von meiner Wohnung. Es ist eine Nachricht eingelaufen, dass in Strassburg Handschriften aus der Zeit des Pharaos Amenophis zur Versteigerung gelangen. Der Termin steht noch nicht fest, aber ich soll sofort abreisen, um ihn nicht zu versäumen, da ich die Handschriften um jeden Preis für das Archiv kaufen soll!»

«Herrliche Sache», erwiederte Toucas, der aufgestanden und in einen bis zu den Füßen reichenenden scharlachroten Morgenrock gegliitten war, «wunderbar, mit des Königs feurigen Hengsten zu reisen. Und Strassburg, die reizende Stadt —.»

«Aber Jacques», unterbrach d'Antin seinen Freund ungeduldig, «keine lyrischen Marginalien, bitte! Es ist möglich, dass ich nicht rechtzeitig zum 4. Dezember wieder in Paris sein kann!»

«Nun und», warf Toucas mit spöttischer Ruhe ein, «du wirst zur Weihnachtsfeier deiner Tante Hortense noch rechtzeitig genug kommen!»

«Aber ich meine doch das Duell!» rief der Vicomte und stiess den gelassenen Freund leicht an.

«Ach, das Duell», sagte Toucas in einem dulden-duldigen Ton, als habe ihm eben ein Kraneker den Bricht einer Mondreise vorgetragen. Dazu gähnte Toucas etwas, effektiv hatte er auch nur vier Stunden geschlafen und dazu voll übler Träume.

Der Vicomte, dem dies alles keineswegs entging, sprach: «Höre, Jacques! Ich selbst bin der Meinung, dass die Kritik, die ich damals an dem Marquis übte, zwar heftig im Ausdruck, aber richtig war. Zwischen uns modernen Männern ist es einfacher. Wir wissen und machen daraus keinen Hehl, dass wir Fehler haben, nicht alles wissen und nicht alles können, im besten Falle begabt sind. Der Marquis aber ist der Marquis. Er gehört nicht zu unserer Generation. Er gehört zu jener Gattung von aussterbenden Aristokraten, die sich für vollkommen halten, weil sie aus einer königlichen Linie kommen. Meistens ist der König bescheidener als sie. Wir wissen alle, dass der Marquis nichts von Kunst versteht, aber ihm das zu sagen, ist in seinen Augen die denkbar grösste Beleidigung. Seine Forderung war die für ihn einzige gemässé Antwort auf meine Kritik. Ich habe die Forderung angenommen aus dem einfachen Grunde, nicht der Feigheit geziehen werden zu können. Natürlich werde ich mein Wort halten. Peinlich ist mir nur, den Marquis eventuell nochmals um Aufschub bitten zu müssen. Wenn ich

bis zum 3. Dezember jedoch nicht zurück bin, musst du noch einmal zu ihm gehen. Ein Auftrag des Königs geht über private Angelegenheiten. Gerade der Marquis wird das verstehen.»

«Hoffen wir es», sagte Toupas resigniert. Die Freunde trennten sich mit einer Umarmung.

Am 3. Dezember war der Vicomte d'Antin nicht zurück. Eine Kurierbotschaft war eingetroffen. Um eine ganze Woche würde sich die Rückkehr verzögern. Toupas musste also nun zu dem Marquis de Ferrouqué gehen.

Jacques Toupas aber ging keineswegs zu dem Marquis.

Toupas, in der Abwesenheit des Freundes noch intensiver über die Verhinderung des Duells nachdenkend, hatte einen Einfall zum Entschluss werden lassen, einen Einfall, der ein tollkühnes Abenteuer bedeutete und in seiner Originalität einem Mann mit Phantasie entsprach.

Am Nachmittag des 3. Dezember machte Toupas sich auf, seinen Plan zu verwirklichen. Vier der Fechtschulen hatte er bereits ergebnislos verlassen. Verzagtheit beschlich ihn. Es blieben nur noch zwei. In der fünften Schule aber gewahrte Toupas einen Menschen, der sein Mann sein konnte. Neben Toupas stand Crosset, der Besitzer der Schule. Fassungsloses Staunen über den Besuch des bekannten Zweikampfgegners in einer Fechtschule spiegelte sich in seinem Gesicht. Toupas fragte: «Wer ist jener vorzügliche Fechter dort?»

«Aha», lächelte Grosset erfreut, «ein Kritiker versteht das Metier! Ja, dieser Mann, der Ihnen auffällt, Herr Toupas, ist Courtenoqué aus Strassburg, die beste Klinge des Elsass, mein neuer Lehrer!»

Toupas zuckte unwillkürlich, seltsam berührt, zusammen. Verbündete sich der Zufall oder gar eine höhere Macht seinem verwegenen Plan? Der Mann, der jetzt in Paris sein sollte, war in Strassburg, und der Strassburger war in Paris, und beide Männer hatten in Figur und Kopfform eine Aehnlichkeit, dass des Schriftstellers Herz plötzlich wild vor Freude pochte. Toupas erbat eine Unterredung mit dem neuen Fechtmeister. Zwanzig Minuten später sassen die beiden Männer allein im Konversationszimmer. Dieses wurde dort gesprochen:

«Wollen Sie dreitausend Francs verdienen, Courtenoqué?»

«Immerzu, mein Herr. Was muss ich tun?»

Martin Schips

D E R W A N D E R E R

*Hinter meinem breiten Rücken
lässe brennen ich die Brücken.
Keine war ja fest gefügt,
weil das Gestern ewig lügt.*

*Was die Menschen «Heute» nennen
wähnen sie zwar gut zu kennen;
doch vom Suchen auszuruhn
hat mit Finden nichts zu tun.*

*In das Morgen weisen Pfade,
schmale, breite, krumme, grade;
wer ein Sucher, wer ein Mann,
kommt auf jedem Pfad voran.*

«Kennen Sie den Archivar des Königs, Vicomte d'Antin?»

«Nie gehörter Name!»

«Kennen Sie den Marquis de Ferrouqué?»

«Den Ferrouqué? Na, den kennt doch jeder Fechter. Er ist doch eine der brillantesten Klingen Frankreichs!»

«Der Marquis hat den Vicomte zum Duell gefordert. Termin 4. Dezember, also morgen. Der Vicomte ist aber nicht in Paris, da er im Auftrag des Königs verreisen musste. Das Motiv der Forderung ist eine Lappalie. Sind Sie bereit, Courtenoqué, sich an Stelle des Vicomte morgen früh mit dem Marquis zu schlagen? Sie erhalten dreitausend Francs!»

«Keine einfache Sache, mein Herr!»

«Wieso? Für Sie ein Spiel, ein Scherz, ein Abenteuer, das zudem noch Gold abwirft. Ein Meister von Ihrem Range fürchtet doch keinen Mann wie Ferrouqué! Als Herausforderter greifen Sie an, ohne ernsthaft zu werden. Sie parieren lediglich dem Marquis und bringen ihm, en passant, eine Verletzung bei, die ihn zu Boden bringt, aber harmlos ist. Tod kommt nicht in Betracht.

Die Hauptsache ist, dass niemand daran zweifelt, dass Sie der Vicomte d'Antin sind. Sie haben grosse Aehnlichkeit mit dem Vicomte, das andere besorgen Schneider, Friseur, ich und die Dezemberdämmerung. Der Marquis hat den Vicomte seit drei Monaten nicht mehr gesehen und vorher selten. Die Sekundanten sind gewiss Unbekannte!»

«Teufel, Teufel — aber eine ganz schöne Sache. Gut, ich bin bereit. Aber es kostet fünftausend Francs. Schliesslich muss mein Testament einen Kern haben, wenn es dem Marquis doch einfallen sollte, mich zu den Unsterblichen zu schicken!»

«Ein solcher Fall ist durchaus unmöglich, wenn man Courtenoche ist!»

«Danke. Reden wir nicht mehr davon. Was soll ich tun?»

«Zunächst gehen Sie zum Friseur. Glücklicherweise haben Sie dasselbe blonde Haar und die gleichen blauen Augen wie der Vicomte. Aber d'Antin trägt das Haar kürzer. Ausserdem hat er keinen Schnurrbart. Sie müssen sich also beides schneiden lassen. Um sechs Uhr treffen wir uns im Royal, um die Vervollkommnung der Maske zu besprechen.»

«Der Schnurrbart soll fallen? Sie verlangen viel für Ihr Geld, mein Herr; wenn man mich nun nachher nicht mehr als Courtenoche anerkennt?»

«Da brauchen Sie nur mit dem Degen zu spielen, und niemand wird zweifeln. Sagen Sie, Juliette, Ihre neue Freundin, wolle keinen Mann mit Schnurrbart küssen!»

«Wenn Sie fünftausend Francs verdient haben, Courtenoche, werden Sie Juliette in zehn Ausgaben finden. Ausserdem lege ich für den Schnurrbart 500 Francs zu.»

«Gut. Eine noble Sache. Um 6 Uhr bin ich im Royal, als halber Vicomte, der Rest ist die Aufgabe Ihrer Kunst, mein Herr Toupas!»

Der Morgen des 4. Dezember 1843 war ein Vorboten des Winters. Ein Licht, das sich mühsam aufrichtete, und eine Nacht, die nicht weichen wollte, ergaben jene bedrückende Dämmerung, die in dieser Zeit, sich oft bis zum Mittag hinziehend, dem Antlitz der Welt eine verweinte Miene gibt, zumal wenn es, wie in der vergangenen Nacht, stundenlang geregnet hatte. Kurz vor acht Uhr rollte das Coupé, in dem Toupas, Courtenoche und ein zweiter Sekundant, den Toupas ebenfalls gekauft hatte, sassen, durch das um diese Stunde völlig einsame Bois der Avenue des Poteaux zu. Gesprochen wurde nichts. Der Wagen

hielt. Die drei Herren stiegen aus und gingen hinüber auf einen baumfreien sandigen Platz, den Ort der Verabredung. Toupas warf noch einmal einen prüfenden Blick auf Courtenoche, den falschen Vicomte, und lächelte zufrieden. Fast im gleichen Augenblick, als die Partei d'Antin den Platz erreicht hatte, hörte man das dumpfe, knirschende Rollen eines zweiten Wagens.

Wenige Sekunden später betrat der Marquis de Ferrouqué mit seinen Sekundanten die Lichtung.

Alles vollzog sich mit äusserster Schnelligkeit.

Die Kämpfer nahmen Mantel und Hut ab, traten auf die angewiesene Stellung.

«Ist es den Herren vielleicht noch zu dunkel? Es ist ja ein selten düsterer Morgen!» fragte Dr. Malivert, der vom Marquis mitgebrachte Arzt.

Beide Duellanten verneinten.

Die Sekundanten gaben, nach der Prüfung der Degen, das Zeichen zum Beginn.

Die Klingen glitten durch die Luft, zunächst wie im Spiel Figuren zeichnend, dann zu scharfen Ausfällen übergehend, die aber von jeder Seite glänzend pariert wurden.

Zwei Meister standen sich gegenüber.

Allen Zuschauern dieses Duells wurde es klar, dass es die Absicht beider Kämpfer war, dem Gegner nur eine harmlose Verletzung beizubringen — eine Lektion. Da sie aber beide hervorragende Fechter waren, machte gerade diese Absicht den Kampf hartnäckig.

Toupas starrte auf Courtenoche, der hier im fahlen, vernebelten Dezembermorgen als Vicomte d'Antin mit höchster Bravour den Degen führte. Die natürliche Aehnlichkeit der Figur, der Kopfform, des Gesichtes, der Haare und Augen hatten Friseur, Schneider und ein mit allen geheimen Künsten vertrauter Arzt in wenigen Stunden derartig vervollkommen, dass Toupas, die Erscheinung des morgendlich übenden Freundes vor das innere Auge rufend, in der Tat fast selbst keinen Unterschied mehr wahrnehmen konnte — die Stimme ausgenommen, die ja in diesen Minuten nichts zu sagen hatte. Die Sekundanten des Marquis kannte Toupas nicht, also kannten auch diese den echten Vicomte nicht, und der Marquis, der den Vicomte, den er nur flüchtig kannte, seit jenem Abend vor drei Monaten nicht mehr gesehen hatte, schien ohne Argwohn zu sein. Toupas heftete jetzt seinen Blick auf den Marquis. Plötzlich sah er etwas Seltsames: In dem von zahlreichen kleinen Fältchen durchzogenen Gesicht des Marquis war jäh ein neuer, ganz fremder Ausdruck

erschienen. Eine leichte Röte färbte die bleiche Haut des Marquis de Ferrouqué, die Miene hochmütiger Kälte wandelte sich unmissverständlich in die Miene des Zorns, ja sogar der Wut. Toupas, der das Phänomen aufmerksam beobachtete, glaubte auch jetzt eine nicht zum Fechten gehörige Bewegung zu erspähen, eine Bewegung, als wolle der Marquis das Duell unterbrechen. Trotzdem, wie nach neuerlicher Ueberlegung, fuhr er fort zu kämpfen. Toupas wusste nicht, wie das Beobachtete zu deuten sei. Hatte der Marquis vielleicht die Wahrheit erraten? Jedenfalls, der Kampf veränderte sich. Der Marquis ging tollkühn vor. Es schien ihm nicht mehr um eine «kleine Lektion» zu gehen, sondern um den Stoss zur Ewigkeit. Aber der Gegner hiess Courtenoche, und man nannte ihn die beste Klinge im Elsass.

Der Marquis, erbittert über den meisterhaften Widerstand dieses vermeintlichen Archivars, wurde immer heftiger, drang wild auf seinen Gegner ein, der alle Mühe hatte, sich die Eisen spitze von der Brust abzuwehren. Courtenoche musste aufpassen wie nie, da er versprochen hatte, den Marquis nicht zu töten. Da aber, als die Degenspitze des Marquis fast um Haarsbreite ihm ins Herz gedrungen wäre, verlor auch Courtenoche seine kalte Beherrschung. Nun kämpften zwei Männer auf Leben und Tod. Die Sekundanten standen schaudernd und ohnmächtig da. Es war der Marquis de Ferrouqué, der jetzt einen falschen Schritt machte. Der Degen Courtenoques, der, in voller Bewegung, von ihm nicht mehr abgewendet werden konnte, durchbohrte den Marquis, der, wie vom Blitz gefällt, zusammenbrach. Als er auf den Boden fiel, war er schon tot. Kein Wort kam mehr über seine Lippen. Das Rätsel, ob er das Geheimnis des Gegners erraten hatte, blieb also ungelöst.

Strahlend vor Freude kam der Vicomte aus Strassburg zurück. Er hatte die Handschriften des Pharaos kaufen können. Zwanzigtausend Francs hatte die Archivkasse zahlen müssen. Am Morgen nach der Ankunft, wieder zu früher Stunde, betrat d'Antin die Wohnung des Schriftstellers in der Rue de Richelieu. Dieses Mal aber war Toupas nicht im Bett anzutreffen. Er war überhaupt nicht zu Hause. D'Antin fand ihn erst abends im Royal.

«Eigentlich besteht kein Anlass, heiter zu sein», sagte der Vicomte gutgelaunt, «wenn man, wie ich, vor der Aufgabe steht, an einem kalten Dezembermorgen früh aufzustehen zu müssen und dazu noch lediglich darum, die Klinge zu ziehen!»

«Diese Mühen brauchst du nicht mehr zu fürchten, Jules», murmelte Toupas.

«Was sagst du da, Jacques?» — fragte d'Antin erstaunt, «hat der Marquis seine Forderung zurückgenommen? Ist er doch noch mit seinen fünfzig Jahren von seinen Vorurteilen losgekommen? Ich will ihm herzlich die Hand schütteln. Was hat er gesagt, so sprich doch, Jacques!»

«Der Marquis de Ferrouqué ist ein toter Mann, Jules», antwortete Toupas und sah durch das Fenster auf die dunkle Strasse.

«Ach», sagte d'Antin verblüfft, «er ist also plötzlich gestorben?»

«Plötzlich allerdings», bestätigte Toupas, ohne einen Seufzer unterdrücken zu können, «aber nicht auf natürliche Weise. Er wurde im Duell getötet!»

«Im Duell? Er hatte also noch ein anderes Duell?» drängte d'Antin.

«Der Marquis de Ferrouqué wurde am 4. Dezember von dem Vicomte d'Antin im Bois de Boulogne nach erbittertem Zweikampf getötet. So wissen es alle jenen Leute in Paris, die von solchen geheimen Vorgängen in der Gesellschaft Kenntnis erhalten. Nur dem Zufalle, dass du keinem von diesen Leuten begegnet bist, Jules, ist zuschreiben, dass du, der Vicomte d'Antin, nicht weisst, dass du den Marquis de Ferrouqué durchbohrt hast!»

«Jacques», sagte der Vicomte und fasste den Freund erschrocken an der Schulter, «du bist zwar, wie ich weiss, ein Mensch mit Phantasie, bei dem man auf vieles gefasst sein muss, aber das, was du jetzt erzählst hast, überschreitet doch wohl die Grenzen. Auf solche verrückten Märchen solltest du doch lieber verzichten —.»

«Du irrst dich, mein lieber Jules», sagte Toupas ruhig, «komm ins Hinterzimmer. Du wirst das verrückte Märchen gleich begreifen!»

Die Freunde zogen sich zurück. Die Geschichte, die Toupas nun erzählte, war eine solche, die er nur dieses eine Mal erzählte, aber nie niederschrieb. Nur der Vicomte durfte sie hören.

«Du hast es gut gemeint, Jacques», sagte d'Antin leise, als Toupas den seltsamen Vorfall berichtet hatte, «du bist ein wahrer Freund. Ich danke dir!»

«Es war anders gedacht», erläuterte Toupas, «wäre Ferrouqué nicht so unberechenbar rasend geworden, lebte er noch. Courtenoche hat alles getan, was er konnte, um den Marquis zu schonen. Er ist unschuldig. Der Marquis stürzte geradezu in den Degen des Gegners. Aber auch für mich ist

etwas übriggeblieben von diesem Duell. Dieses plötzliche Mienenspiel des Marquis werde ich nie vergessen, und ungelöst wird die Frage in mir fortleben: Hat er es gewusst, dass nicht du vor ihm standest, oder was ist ihm in den letzten Augenblicken so verwirrend in den Kopf gestiegen?»

Am nächsten Morgen ging d'Antin mit Toucas zu Courtenoche. Es ist begreiflich, dass der Archivar so schnell wie möglich jenen merkwürdigen Mann sich ansehen wollte, der nicht anders wie ein Honorar nehmender Schauspieler mit skeptischer Kaltblütigkeit gegen Bezahlung einen Auftrag ausführt, auf den schon der Schatten des Jenseits fällt.

Gerd Berendt

B R O T B R E N N T M I T R O T E R F L A M M E

Ich habe ein Stück Brot verbrannt. Es war ein Stück sehr altes, trockenes Brot, und es hatte längere Zeit in der dritten Schreibtischschublade von oben gelegen. Ich habe dort immer etwas liegen, falls ich nachts bei der Arbeit Hunger bekomme: Ein paar Nüsse, Äpfel oder auch ein Stück Brot. Jenes Stück, von dem die Rede geht, hatte ich nicht etwa vergessen in dem dritten Schreibtischfach von oben. Ich hatte stets gewusst, dass es dort lag. Nur hatte ich wohl mindestens zehn Nächte lang keinen Hunger gehabt; so war es trocken geworden und hart. Und heute nun habe ich es verbrannt. Es brannte mit einer ganz roten Flamme: Ich habe nie gewusst, dass Brot brennen kann.

Es muss schon sehr lange her sein, als mein Vater mir sagte, dass Brot heilig sei. Er sagte zwar dieses Wort nicht, das lag ihm kaum, sicherlich umschrieb er es irgendwie. Es ist zu lange her, als dass ich mich heute noch entsinnen könnte, wie er es umschrieb. Aber die Erinnerung

ist mir geblieben, dass seit jenem Tage Brot für mich einen Wert hatte, der über das beim Bäcker zu erlegenden Geld hinausging. Man kann ein Stück Fleisch wegwerfen, weil es schlecht geworden ist. Aber Brot darf man nicht wegwerfen. Man braucht es ja auch gar nicht. Man kann Brotsuppe davon machen. Oder es den Vögeln geben. Selbst das älteste Brot braucht man nicht wegzuwerfen. Es gab in jenen Zeiten für mich ein Märchen, von dem Mann, der Brot wegwarf. Meine Großmutter erzählte es mir oft, wenn die Bratäpfel im Ofenloch knisterten. Dem Mann war seine Hand zu Feuer geworden, als er das tat.

«Soviel Feuer wie im Ofen?» fragte ich. «Noch viel mehr», sagte meine Großmutter.

Ich musste an den Mann mit der Feuerhand denken, als wir auf einer Fahrt — ich muss etwa fünfzehn gewesen sein — länger ausgeblieben als geplant. Mein Geld war zu Ende, meine Konserven waren zu Ende, nur Brot hatte ich noch. Bis dahin hatte ich noch niemals trockenes Brot gegessen. Ich ass es das erstmal, als wir am zweiten Abend vor unserer Heimkehr ins Zelt krochen. Ich ass es ganz allein und im Dunkeln, weil ich mich vor den anderen schämte, die noch Geld und Konserven hatten. Und ich schämte mich in dieser Nacht zum zweiten Male, als ich merkte, dass man Brot ohne Wurst und Butter überhaupt essen konnte. Hatte ich falsch gelebt bisher? Dass dieses Brot nicht nach einem Mangel von Wurst und Butter schmeckte, sondern nach etwas ganz Neuem. Ich war jedoch jung genug, um diese Erfahrung bald wieder zu vergessen und mit allen anderen zu hoffen, es möge niemals eine Zeit über uns kommen, die nur noch trocken Brot zu bieten habe. Es kam diese Zeit, und wir kerbten unsere zugeteilten Brote, um damit anzuseigen, wieviel jedem zustehe. Und die dritte Zeit war damit über uns gekommen, die hoffte, es möge wenigstens mehr trocken Brot als bisher geben.

Heute nun habe ich ein Stück Brot verbrannt; es war hart; es war alt. Ich habe nie gewusst, dass Brot mit so heller Flamme brennen kann. Fast schien es, als ich die Ofentür noch einen Augenblick offen hielt und dem Brennen zuschaute, als brenne auch meine Hand, die den Schürhaken hielt. Aber das war natürlich eine Täuschung. Es war nur der Widerschein der Flamme, der meine Hand in ein feuerrotes Licht hüllte. Denn Märchen werden nicht wahr. Nur die Wirklichkeiten sind es, die unseren Angsten niemals etwas schuldig bleiben.